

von Werken anknüpfende mitgliedstaatliche Quotenregelungen als Diskriminierungen darstellen und sich daher anhand der in Art. 55i.V.m. Art. 46 EG abschließend genannten Rechtfertigungsgründe nicht legitimieren lassen. Dagegen kommen Quotenregelungen, die sich an der Sprache oder an anderen nicht unmittelbar an der Herkunft anknüpfenden Kriterien orientieren, grundsätzlich in Betracht. Allerdings gelten für die Rechtfertigung strenge Anforderungen, wie der Verfasser zutreffend hervorhebt.

Der vierte Teil beschäftigt sich mit den verfassungsrechtlichen Anforderungen an die Ausgestaltung von Quotenregelungen in Deutschland. Nach zutreffenden Überlegungen zu den Gesetzgebungskompetenzen für solche Quotenregelungen ist ein wichtiger Abschnitt dieses Teils der Frage gewidmet, ob die Quotenregelungen mit dem Grundrecht der Rundfunkfreiheit vereinbar sind. In diesem Zusammenhang setzt sich Köcher grundlegend mit der Auslegung der Rundfunkfreiheit auseinander. Dabei geht es auch um die Frage, ob es weiterhin gerechtfertigt ist, die Rundfunkfreiheit als dienende Freiheit zu verstehen und einer gesetzlichen Ausgestaltung zu unterwerfen. Dies wird vom Verfasser mit eingehender Begründung bejaht. Die diesbezügliche Argumentation ist beachtlich. Konsequent sieht der Verfasser auf dieser Grundlage in den Quotenregelungen eine Ausgestaltung der Rundfunkfreiheit. Daher muss er sich anschließend mit der Frage beschäftigen, unter welchen Voraussetzungen solche ausgestaltenden Regelungen verfassungsrechtlich gerechtfertigt sind. Die diesbezüglichen unterschiedlichen Ansichten in der Rechtsprechung und der Literatur werden zutreffend dargestellt. Der Verfasser schließt sich insoweit der zum Zeitpunkt der Veröffentlichung seiner Arbeit bereits in Ansätzen vorliegenden neueren Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts an, wonach Ausgestaltungsgesetze nicht nur am Maßstab der Geeignetheit zu überprüfen sind, sondern auch die jeweils zu beachtenden geschützten Interessen angemessen berücksichtigen. Er darf sich insoweit durch die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur Beteiligung von politischen Parteien an Rundfunkunternehmen (BVerfGE 121, 30) nunmehr ausdrücklich bestätigt fühlen. Auf dieser Grundlage kommt Köcher zu dem überzeugenden Ergebnis, dass sich Quotenregelungen zur Erhaltung der inhaltlichen Vielfalt im Rundfunk als mit der Rundfunkfreiheit grundsätzlich vereinbar erweisen. Allerdings muss die Quotenregelung so gestaltet werden, dass sie die Programmgestal-

tungsfreiheit angemessen berücksichtigt. So sind nach Auffassung von Köcher zusätzliche belastende Regelungen zu Quoten, die wie Prime Time-Regelungen die Programmgestaltung erheblich einschränken, keine zulässigen Ausgestaltungen der Rundfunkfreiheit.

Am Ende seiner Arbeit fasst Köcher seine wesentlichen Ergebnisse nochmals zusammen. Aus meiner Sicht hätte dieser letzte Teil auch etwas prägnanter und thesenartiger erfolgen können. Insgesamt hat der Verfasser aber ein im besten Sinne grundlegendes Werk zu den Quotenregelungen im Rundfunk vorgelegt. Die Abhandlung überzeugt vor allem dadurch, dass die gesamte Bandbreite der rechtlichen Probleme, die vom Völkerrecht über das Europarecht bis zum Verfassungsrecht reichen, überzeugend abgehandelt werden. An dem guten Gesamteindruck vermögen die wenigen kritischen Anmerkungen nichts zu ändern. Die Dissertation kann demnach jedem, der sich über die rechtlichen Probleme der Quotenregelungen im Rundfunk umfassend informieren will, nur nachdrücklich zur Lektüre empfohlen werden.

Dieter Dörr

Michael Meyen / Claudia Riesmeyer

Diktatur des Publikums

Journalisten in Deutschland

Konstanz: UVK, 2009. – 270 S.

ISBN 978-386764-170-8

In ihrem Sammelband „Journalismustheorie: Next Generation“ verglichen die Herausgeber Klaus-Dieter Altmeppen, Thomas Hanitzsch und Carsten Schlüter die aktuelle Journalismusforschung mit der zweiten Generation von *Star Trek*: Im Gegensatz zum alten Raumschiff Enterprise von Captain Kirk stünde der neuen Forschungsgeneration eine tendenziell unüberschaubare Zahl von Akteuren gegenüber. Aber diese „next generation“ habe „keineswegs vor, mit der ‚alten‘ zu brechen“ (vgl. Altmeppen et al. 2007: 7f.). Eine Richtung dieser „next generation“ knüpft an die Soziologie Pierre Bourdieus an, insbesondere an dessen theoretische Konzepte von Habitus, Kapital und Feld, anhand derer sich nicht nur (Macht-)Strukturen, sondern gerade die Akteure mit ihren Dispositionen darin fassen lassen, ohne in einen Personenkult zurückzufallen.

In diese noch junge Journalismusforschung lässt sich auch die neue Studie von Michael Meyen und Claudia Riesmeyer einordnen. Auch ihnen dient Bourdieu als theoretische Basis, um „Journalisten in Deutschland“, so der

Untertitel, zu beobachten. Doch schon mit ihrem provokativen Titel „Diktatur des Publikums“ machen Autorin und Autor deutlich, dass es ihnen keineswegs um eine möglichst bruchlose Weiterentwicklung der bisherigen Forschung geht, wohl aber um eine Auseinandersetzung mit ihr. Meyen/Riesmeyer stellen Adorno/Horkheimer auf den Kopf: Nicht das Fernsehen versimpelt in der Kulturindustrie vernunftbegabte Menschen, sondern diese schaffen in der Diktatur des Publikums ein Medienangebot, welches ihre Bedürfnisse optimal bedient (S. 121). Es wirkt außerdem wie die Gegenthese zu jenen vom Aufenseiterum oder der Autopoiesis des Journalismus, wie sie die bisherige Forschung bislang vertreten hat.

Und so ist es denn auch: Im ersten Kapitel arbeiten Meyen und Riesmeyer pointiert nicht nur das Journalistenbild jener Vertreter der „Mainzer Schule“ auf der einen und Siegfried Weischenberg und Mitarbeiter/innen auf der anderen Seite auf, hier werden die zentralen Thesen der anderen extrapoliert, um sie neu zu prüfen: zum einen das Spannungsverhältnis von neutraler Vermittlung und Kritik bzw. Kontrolle (S. 16), zum anderen die Spannung zwischen journalistischer Professionalität bzw. Autonomie und „Wünschen und Forderungen von außen“ (S. 19). Damit ist die zentrale Kritik, sind die zentralen Leitfragen der Untersuchung formuliert und ist gleichzeitig die Erwartung an ihre eigene Arbeit abgesteckt: bisherige Kritikpunkte nun zu lösen und neue Erkenntnisse, die auf einem neuen theoretischen Konzept fußen, zu diesen Fragen zu liefern.

Theoretisch rekurrieren Meyen und Riesmeyer auf Pierre Bourdieus Konzepte des journalistischen Feldes, des Kapitals und des Habitus (Kapitel 2), modifizieren sie jedoch in Hinblick auf ihre empirische Untersuchung. Das (journalistische) Feld, das Bourdieu als Netze „von objektiven Relationen zwischen Positionen“ (S. 29) definiert, ist bei ihnen zunächst ein Feld kollektiver Akteure (Redaktionen, Sender, Verlage, S. 42), deren Position durch ökonomisches Kapital (finanzielle Ressourcen) und journalistisches Kapital im Sinne kulturellen, sozialen und symbolischen Kapitals bestimmt wird. Ökonomische Logik, journalistische Normen und andere soziale Felder wirken darauf ein. Nach Meyen und Riesmeyer geben diese kollektiven Akteure den „Rahmen“ vor, in dem sich die Journalisten jeweils bewegen. Es ist ein weiterer Versuch, den Antagonismus von Struktur und Handlung aufzubrechen, der sich noch bei Max Weber theoretisch im Einklang befand, seither forschungspraktisch meist nicht überwunden werden konnte. Die Akteure

selbst werden durch ihren Habitus definiert, dieser umfasst hier ihre Dispositionen wie Geschlecht und Alter, ihre Lebenssituation und Sozialisation ebenso wie ihre Tätigkeiten und ihr Selbstverständnis (S. 44f.).

Diese Begriffe sind als Untersuchungsdimensionen oder besser „Variablen“ aus der bisherigen empirischen Forschung allseits vertraut. Ergänzt wurden sie um die Frage nach der Position im journalistischen Feld und der Autonomie (S. 56).

Methodisch beschreiten Meyen und Riesmeyer jedoch einen spannenden neuen Weg: In über 500 Tiefeninterviews haben sie Akteure selbst ausführlich befragt. Die Auswahl verlief nach dem Prinzip der „theoretischen“ Sättigung: nicht Repräsentativität, sondern die umfassende Berücksichtigung aller Gattungen, Organisationsformen, Verbreitungsgebiete und Ressorts (S. 52), sowie Geschlecht, Alter und Anstellungsverhältnis (S. 53f.) bildeten die zentralen Kriterien.

Angesichts der doch vertrauten Untersuchungsdimensionen stellt sich die Frage, welche neuen Erkenntnisse die Studie liefert. Können die Tiefeninterviews auch ein vertiefendes Bild des Journalismus liefern? Um die Antwort hier schon vorweg zunehmen: Es gelingt ihnen nur bedingt, und das liegt sowohl an der Methode als auch an der Auswertung selbst. Ausgangspunkt sind auch hier immer wieder alte Befunde, die nun erneut geprüft werden. Das beginnt mit der Frage, ob es sich bei den Befragten um „angepasste Aufenseiter“, wie sie vor über 30 Jahren Hans Mathias Kepplinger bezeichnet hat, handelt. Dagegen stellen Meyen und Riesmeyer fest, dass doch „Talent“ und Nähe zum Gegenstand bestimend für den Eintritt ins journalistische Feld seien (67ff.). Da es sich um eine qualitative Studie handelt, lässt sich die Behauptung, diese Vertreter seien dominant, schlachtrichtig nicht halten. Auch der alte Hut vom Talent, um die Selbsteinschätzung der Akteure zu fassen, wie sie zum Journalismus gekommen sind, wirkt hier völlig unvermittelt. Die Frage des „Grenzgängertums“ wird hier nicht entlang der seit langem diskutierten Problematik von PR und Journalismus gestellt, sondern anhand weiterer (persönlicher) Interessen und Aktivitäten beantwortet. Sowohl die Berufs- als auch die Arbeitszufriedenheit werden mit vorliegenden repräsentativen Daten abgeglichen und decken sich weitgehend damit (vgl. z. B. 98ff.). Denn die theoretische Akteursvergessenheit systemtheoretischer Journalismusforschung gilt nicht für ihre Empirie; wiederholt rekurrieren Meyen/Riesmeyer auf die Daten der „Journalismus in Deutschland“-Stu-

dien, können diese keineswegs ersetzen, wohl aber sinnvoll ergänzen.

Die Stärke dieses gut lesbaren, weil gut geschriebenen Buches liegt in der Vielstimmigkeit der vielfältigen Journalistinnen und Journalisten, die in ihm zu Wort kommen, und nicht in den angedeuteten „akademische(n) Grabenkämpfen(n)“ (S. 24). Insbesondere das vierte Kapitel ist ein vielstimmiges Panoptikum des journalistischen Feldes in Deutschland aus dem Munde der eigentlich so unüberschaubaren Zahl von Akteuren. Diese aus den Tiefeninterviews destillierten Selbstauskünfte sind höchst informativ und bestätigen bisher empirisch wenig überprüfte Vermutungen, etwa dass insgesamt die Lage im Journalismus schlimm sei, in der eigenen Redaktion aber ginge es schon noch (u. a. S. 123). Und doch bleiben sie meist an der Oberfläche, was die dann aus ihnen heraus entwickelte Typologie nicht vollständig auffangen kann. Auch die anfangs entwickelte Leitfrage, ob Information oder Mission stärker im Vordergrund stehen, kann so nicht beantwortet werden. Die Behauptung, das Selbstverständnis hänge vom Publikum ab, ist lapidar, weil sich Typen wie „Wächter, Lehrer, Lobbyist“ auf eine Rolle beziehen, die eine Rezeptionsrolle miteinschließt. Ein Wächter bewacht andere, ein Lehrer belehrt andere, ein Dienstleister leistet anderen Dienst. Darüber hinaus kann eine qualitative Studie nicht wirklich erbringen, ob „Journalisten, die Leser fordern und Zuschauer erziehen oder überzeugen wollen“ tatsächlich „am Rand stehen“ (S. 8).

Viel gewinnbringender erscheint die mit Bourdieus Sozialtheorie mögliche kritische Hinterfragung von Machtverhältnissen im journalistischen Feld, wozu Meyen/Riesmeyer herausstellen, dass sich nur die finanziell stärksten der „Diktatur des Publikums“ entziehen könnten (S. 125). Ökonomie und Autonomie stellen somit nicht die extremen Pole des Feldes dar, sie bedingen sich vielmehr. Außerdem: „Das Interviewmaterial erlaubt die Vermutung, dass es für jedes Themengebiet und auf jedem Verbreitungsweg Angebote gibt, die sich der „Diktatur des Publikums“ (weitgehend) entziehen und gerade deshalb ein (begrenztes) Publikum finden.“ (S. 124) Hier bietet die interessante Studie mit ihrer theoretischen Fundierung hoffentlich weitere Impulse für die „next generation“.

Thomas Birkner / Elke Grittman

Literatur:

Altmeppen, K.-D.; Hanitzsch, T.; Schlüter, C. (Hrsg.) (2007): Journalismustheorie: Next Generation. So-

ziologische Grundlegung und theoretische Innovation. Wiesbaden: VS.

Senja Post

Klimakatastrophe oder Katastrophenklima?

Die Berichterstattung über den Klimawandel aus Sicht der Klimaforscher

Baden-Baden: Nomos, 2008. – 209 S.
(medienskripten; 51).

ISBN 978-3-8329-4354-7

„Wenn Journalisten und Wissenschaftler in Kontakt treten“, schreibt Senja Post, „kollidieren ihre Erwartungen“ (S. 20). Damit ist der Ausgangspunkt ihrer Studie umrissen: die Diagnose eines prinzipiellen Widerspruchs zwischen den Kommunikationsgewohnheiten und -bedürfnissen von Wissenschaft und Massenmedien. Die Einstellungen von Journalisten seien dabei nicht nur zu vielen Themen sehr einheitlich, sondern aus diesen resultiere auch eine oftmals konsonante Medienberichterstattung, die problematisch sei, weil sich in ihr eine „verzerrte Darstellung des Kenntnisstandes der Klimaforschung“ (S. 36) finde.

Das damit skizzierte Konfliktverhältnis bildet die Hintergrundfolie einer standardisierten Befragung deutscher Klimaforscher, an der 113 (von 239 angeschriebenen) Professoren teilgenommen haben. Diese wurden zunächst gefragt, wie sie den Wissensstand bezüglich „öffentlicht diskutierter Schlüsselfragen“ (S. 36) der Klimaforschung einschätzen: Sind die existierenden Klima-Modelle präzise genug, hat man klimatische Prozesse gut genug verstanden, liegen ausreichende Daten vor, ist der Mensch die primäre Ursache aktueller Klimaveränderungen, wie gefährlich sind diese usw. Post zeichnet das Bild einer Disziplin, in der die vorliegenden Forschungsmöglichkeiten und -ergebnisse als verbesserungswürdig gesehen und bezüglich einiger Kernfragen nach wie vor Zweifel artikuliert werden (S. 50ff.), oft abhängig davon, ob die individuellen Wissenschaftler eher den „überzeugten Warnern“ vor einem Klimawandel oder den „skeptischen Beobachtern“ bzw. einer „Mittelgruppe“ zuzurechnen sind (98ff.).

Nach der Einschätzung des wissenschaftsinternen Wissensstandes fragte die Autorin, wie die Klimaforscher die einschlägige Medienberichterstattung beurteilen. Die Antwort: als überwiegend verzerrt. In den Medien würden beunruhigende Befunde überbetont, die Leistungsfähigkeit von Klima-Modellen überschätzt und Studien bevorzugt, die den Menschen als Urheber von Klimaveränderungen se-